Schluss mit Skandalen

Kaum Polemik, kein Gebrüll, viel Sachlichkeit: Die Ukrainerin Tanja Maljartschuk gewinnt den Bachmannpreis – auch weil die Jury wenig Lust am Enträtseln hat.

KLAGENFURT, im Juli

Jeden Sommer geht es in Klagenfurt wieder um die Frage, was man mit dem Bachmannpreis eigentlich auszeichnen will. Literarische Avantgarde oder doch eher die gut gemachte, realistische Erzählung? Die dramatische, die kabarettistische Performance oder den nackten Papiertext, wie er jenseits der Lesesituation mit klagenfurttypischen Begleiterscheinungen später vor einem liegt? Soll prämiert werden, dass jemandem ein Experiment gelungen ist, etwa jenes, als Nichtmuttersprachler seinen ersten Text auf Deutsch zu schreiben? Oder soll vielleicht doch die Frage im Vordergrund stehen, ob ein Text möglicherweise kanonisch werden könnte, erinnernswert über Jahre, vielleicht auch für eine besondere Ästhetik, die als typisch für ein dahinterstehendes Werk gelten kann?

Dass man sich zwischen diesen Optionen nicht wirklich entscheiden muss, weil es „den Bachmannpreis" im Grunde schon seit einer Weile nicht mehr gibt, sondern inzwischen vier Jury-Preise und einen Publikumspreis bei vierzehn Teilnehmern, ist vielleicht erfreulich für die Letzteren, aber es trägt nicht unbedingt zur Spannung und zur Wirkung des Hauptpreises bei. Und über den langwierigen, teils absurden Abstimmungsvorgang mit Stichwahlen und Unterstichwahlen, der am Ende der „Tage der deutschsprachigen Literatur" zur Ermittlung der Jury-Preise führt, ist an dieser Stelle schon zuvor berichtet worden.

Man kann freilich auch dem einzigartigen, viertägigen Fernseh-Live-Event seit je mit einer „Der Weg ist das Ziel"-Attitüde begegnen, bei der es gar nicht so sehr um das Ergebnis geht, und in diesem Sinne ließ sich am Sonntag auch Jury-Präsident Hubert Winkels vernehmen, der in seinem Schlusswort von einem Vorgang der „Zivilisierung" im Laufe der Jahrzehnte des Preises sprach: weniger Polemik, mehr sachliche, feingliedrige Arbeit am Text.

Wenn man an die spektakulären, auf Youtube konservierten Poltereien der Vergangenheit etwa von Marcel Reich-Ranicki oder die bösen Spitzen von Daniela Strigl oder Paul Jandl denkt, bestätigt sich der Eindruck einer heute insgesamt faireren und argumentativeren Kritik in Klagenfurt. Insbesondere die neu in die Jury gekommene Insa Wilke stand für diese Tugenden ein, beharrlich etwa, als sie den von ihr vorgeschlagenen Joshua Groß gegen einen vorschnell aufgedrückten Stempel „Pop-Literatur" verteidigte, das hier als Stigma einer überkommenen Ästhetik verstanden wurde. Doch abgesehen von dem seine Rolle als gelegentlicher „bad cop" gern spielenden, dabei sich auch schon einmal im Ton vergreifenden Klaus Kastberger fehlt es in der Jury bei gewissen Steilvorlagen misslungener Formulierungen oder ganzer Texte manchmal an der Bissigkeit, diese zurückzuschmettern.

Die Besonderheit des diesjährigen Wettbewerbs bestand in einer ganzen Reihe von abgerundeten, zugänglichen Erzähltexten, die in der Tradition der Kurzgeschichte oder Novelle standen und die Winkels als „well made" charakterisierte – und nicht so sehr in der in Klagenfurt beliebten Tradition des selbstauferlegten Perspektiven-Experiments.

Eine solche Kurzgeschichte war zum Beispiel die von Joshua Groß, „Flexen in Miami". Am Rande eines Basketballspiels sieht sich der Erzähler plötzlich mit der neben ihm stehenden jungen Frau von der „Kiss-Cam" eingefangen und für alle sichtbar auf die Videoleinwand gebeamt – eine Situation, in der alles Erleben medial determiniert scheint, dargestellt in einer gegenwärtigen, mit Slang durchsetzten und oft ins Englische drängenden Sprache.

Ganz ähnlich war die Kurzgeschichte „Frösche im Meer" der gebürtigen Ukrainerin Tanja Maljartschuk, die damit ihren ersten auf Deutsch geschriebenen Text vorlegte. Der Titel enthält bereits das Bild des Geworfenseins in eine nicht natürliche Umgebung, das Flüchtlinge erleben. Die Geschichte, der die Jury Schulbuchcharakter zuschrieb, handelt von einem ukrainischen Migranten in Österreich, der sich bei einer dementen Frau einmietet. Er heißt Petro, aber sie nennt ihn Hans, denn sie hält ihn für ihren verstorbenen Mann. Das hat tragikomisches Potential, zumal die Sache natürlich irgendwann auffliegen muss. Und schließlich hatten auch die Erzählungen von Corinna T. Sievers, Stephan Lose und Bov Bjerg Qualitäten der klassischen Short Story, und zwar exzeptionelle.

Mit Sievers' Text über eine erotomane Zahnärztin, die ihren Patienten Sex im Behandlungsstuhl aufzwingt und davon szientistisch kühl und äußerst detailliert berichtet, tat sich die Jury schwer. Die Autorin hatte schon im Vorstellungsvideo ihre Vorbilder klar benannt, nämlich Philip Roth, Martin Walser und Michel Houellebecq, und ihre Erzählung vereinte denn auch den Ekelfaktor von „Portnoys Beschwerden", die Alterssexthematik von „Unterwerfung" und das trotz alledem noch behauptete Gefühl von „Ein liebender Mann" – nur eben umgeschrieben in eine weibliche Perspektive. Vielleicht ist das zu plakativ und im Titel auch etwas hilflos („Der Nächste, bitte"). Die ebenfalls neu in die Jury gekommene Nora Gomringer sah dahinter immerhin eine immens „lustige Geschichte" mit einer mächtigen Sprecherperson, die sie an Hannibal Lecter aus dem Horrorfilm „Das Schweigen der Lämmer" erinnerte, Hildegard Keller dagegen nur eine erstarrte Pose der Provokation, und Wilke möchte dem Text gar nur „mit Handschuhen und Mundschutz" begegnen. Vielleicht hätte man hier aber auch die Provokation („Schwierigkeiten beim Sex mit Schutzbefohlenen") etwas ernster nehmen können, anstatt sich die Erzählerin rundheraus als eine ganz andere Frauenfigur mit menschlicherem Begehren zu wünschen – die sie ja offenbar gerade nicht sein sollte.

Über Stephan Lohses Erzählung „Lumumbaland" könnte man mehr sagen, als in diesen Bericht passt. Ihre Engführung einer deploraben Vorstadtjugend, deren „Sahara" ein neben dem Parkplatz aufgeschütteter Sandhaufen ist, mit der historischen Geschichte des kongolesischen Unabhängigkeitskämpfers Patrice Lumumba hatte die vielleicht stärkste realistische Kraft des Textjahrgangs, bei aller Reportagehaftigkeit und Flapsigkeit des pseudoharten Jargons aber auch eine starke Poesie, wenngleich mit gewisser Kitschgefahr.

Bei Bov Bjergs Text „Serpentinen" war dann zu lesen und zu hören, wie eine perfekte Kurzgeschichte klingt, in der nicht nur sämtliches Kitschverdächtige, sondern jede überflüssige Information weggemeißelt wurden, bis nur noch ein Stakkato aus Kurzsätzen übrig bleibt, hinter denen sich doch so viel Längeres, Tieferes verbirgt. Ein Vater erzählt hier von einem Roadtrip in die schwäbische Alb mit dem siebenjährigen Sohn, und hinter den beiläufigen, lakonischen Dialogen droht die Frage, ob und wie diesem Kind von einer familiären Neigung zu Depression und Suizid schon irgendwie zu erzählen sei. Die Ästhetik des Weglassens hatte Bjerg mit dem Roman „Auerhaus" und den Erzählungen „Die Modernisierung meiner Mutter" bereits etabliert; man hätte hier die Möglichkeit gehabt, sie, Pars pro Toto, mit dem Hauptpreis auszuzeichnen.

Der ging jedoch, Arithmetik des beschrieben Abstimmungsvorgangs, an Tanja Maljartschuk. Bjerg erhielt den Deutschlandfunkpreis, den Kelag-Preis verlieh man Özlem Özgül Dündar für den Text „und ich brenne", einer in Kleinbuchstaben und ohne Satzzeichen verfassten Stimmencollage. Vier Mütter sprechen darin Monologe, aus denen sich ein Brandanschlag rekonstruieren lässt, der nicht nur wegen der Geburt der Autorin in Solingen auf den dortigen von 1993 hindeutet. Die Jury sah darin Sprachwucht und sich selbst angesichts dessen nur „dankbar stottern" (Gomringer), während sie ein gewisser Fingerübungscharakter daran wohl nicht störte. Immerhin hatte sie Dündars Text zuvor in der Diskussion gelobt, während der 3Sat-Preis für Anna Stern nach der ziemlich ablehnenden Diskussion überraschte. Die Schweizerin beschreibt darin eine Situation am Bett einer Koma-Patientin, in der verschiedene Arten der Trauerarbeit erkannt oder vermutet wurden. Der Publikumspreis ging an Raphaela Edelbauer für ihre Höhlen-Allegorie „Das Loch", in der auch allerlei dunkle Geschichte versenkt ist.

Über die Frage nach dem, was in Klagenfurt ausgezeichnet wird, kann man gut streiten. Jenseits der Preisfragen ließ der diesjährige Wettbewerb die vielleicht interessantere zurück, was eigentlich aus der Pop-Literatur geworden ist. Gibt es sie denn noch, oder ist sie verbraucht? Schreiben Autoren sie überhaupt bewusst – und könnte der Text von Jakob Nolte über ein mexikanisches Reise-Erlebnis, bei dem die Jury unentschieden war, ob er mit Absicht fehlerhaft und schlecht gemacht war, als Parodie von Schreibschultexten vielleicht, als eine Art reflektierte Pop-Literatur gelten, so wie man auch von „reflektierter Moderne" spricht? Vielleicht war Noltes Collage ganz verschiedener Erzählstile zu rätselhaft – vielleicht aber auch die Bereitschaft der Jury zum Enträtseln hier nicht groß genug. JAN WIELE

Frankfurter Allgemeine Zeitung,
09.07.2018, Feuilleton, Seite 9

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2018.
Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Archiv